Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 238. Bromberg, den 8. Dezember 1926.

Der Pojaz.

Eine Geschichte aus dem Osten.

Von **Karl Emil Franzos.**

Copyright by J. G. Cottasche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.

(22. Fortsetzung. — (Nachdruck verboten.)

Itzig Türkischgelb war sonst nicht der Mann, auf einen groben Klotz einen feinen Keil zu setzen, diesmal tat er es doch. Der Uhrmacher hatte bisher in seinen Zukunftsplänen für Sender eine große Rolle gespielt; natürlich sollte der Jüngling nach seiner Genesung in die Werkstätte zurückkehren.

„Reb Jossele", sagte er betroffen, „Ihr seid doch sonst ein Milder und Weiser. Ihr werdet doch den armen Jungen nicht verstoßen?"

Der kleine Meister wurde krebsrot.

„Was?" schrie er und warf die Arme in die Luft. „Ihr glaubt, ich nehm' ihn wieder auf? Diesen Pojaz, diesen Tagedieb, diesen Gotteslästerer! Wenn ich mein Versprechen brechen wollt', was könnt' ich von ihm erzählen! Und wieviel Rädchen hat er mir zerbrochen!"

Die Umstehenden lachten laut.

„Lacht nicht!" rief er außer sich vor Wut. „Wenn Gott noch zu den Menschen reden tät', er würde Euch zurufen: „Schickt ihn als Baal Taschuba (fahrenden Büßer) hinweg aus dieser frommen Gemeinde. Sonst —"

„Zerbricht er noch ein Rädchen", fiel der Marschallik ein. „Ihr irrt, so würdet Ihr reden, wenn Ihr Gott wäret. Aber Gott ist kein kleiner, dummer, heimtückischer Uhrmacher!"

Das Gelächter erhob sich noch lauter. Jossele Alpenroth flüchtete schmachbedeckt in den Vorhof der Schul, aber auch seinem Besieger war's schwer ums Herz. „Was nun?" dachte er. „Ein neues Handwerk kann er doch jetzt nicht anfangen. Simche nähm' ihn gleich wieder, aber das ist doch kein Geschäft für einen kränklichen Menschen."

Indes, diese Frage konnte nur mit Senders Zutun erwogen werden. Eine andere Sache aber hatte der Marschallik sofort zu ordnen. Der Name Glatteis im Ladungsschein mußte als Irrtum erscheinen. Auch die schonendste Enthüllung seiner Abkunft hätte den Genesenden furchtbar erregt, aber noch aus einem anderen Grunde schauderte Frau Rosel davor zurück: „In der nämlichen Stund' geht er in die weite Welt wie sein Vater! Er hält's dann für seine Bestimmung, und dasselbe Blut hat er ja leider. Glaubt Ihr, er wär' auf die christlichen Bücher gekommen, wenn er nicht Mendele Schnorrers Sohn wäre? Ich bin nicht eher ruhig, bis er ein Weib hat und auch vor dem Kaiser mein Kind ist." Sie wollte ihn nach Luisers Weisung adoptieren und diesem, der neben seinem Amt auch Winkelschreiberei betrieb, die Durchführung der Sache übergeben. Aber vorher mußte der Gemeindeschreiber jenen „Irrtum" bescheinigen.

Der Marschallik übernahm es, Luiser dazu zu bestimmen. „Ihr schreibt die Vorladung zur Losung noch einmal", schlug er ihm vor, „auf den Namen „Kurländer" und füget bei, bei „Glatteis" wär' Euch damals die Feder ausgeglitten."

Aber Luiser war für diesen bescheidenen Scherz unzugänglich. „Die größere Sach' übernehm' ich", sagte er. „Warum nicht? Eine ehrliche Sach', kostet hundert Gulden. Aber etwas Falsches bescheinigen? Um keinen Preis! Es geht ja um meine Ehre. Nicht um mein Leben! Nicht um zehn Gulden!"

„Aber um zwei", erwiderte Türkischgelb kaltblütig. „Zehn Gulden kann die arme Frau, die jetzt Arzt und Apotheker bezahlen muß, nicht erschwingen."

„Meine Ehre um zwei Gulden?" rief Luiser entrüstet.

„Also zwei und einen halben", sagte der Marschallik begütigend, „aber mehr keinen Heller. Sonst lüg' ich mir meinen Sender ohne Schein an." Er faßte nach der Türklinke.

Seufzend griff der Schreiber nach einem Formular und schrieb das Gewünschte, fügte auch in seiner unbeholfenen Schrift in zollhohen lateinischen Lettern bei: „Friher durch Irtum mit anterer Ruprike Glatteis geheusen". — „Aber nun krieg' ich auch die größere Sach'!"

Der Marschallik zählte das Geld auf den Tisch und steckte den Schein ein.

„Wahrscheinlich", erwiderte er. „Aber vorher frag' ich Dovidl, ob er's nicht billiger macht."

„Den?" rief Luiser höhnisch. „Dovidl Morgenstern wollt' Ihr eine so schwere Sach' anvertrauen? Seid Ihr bei Vernunft? Natürlich wird er sie übernehmen, der Stümper, der zapplige Mensch übernimmt ja alles, aber kann er sie denn führen? Von den Gesetzen versteht er so viel wie ich von —" er suchte vergeblich nach einer Sache, von der er, Luiser Wonnenblum, nichts verstand, und verbesserte sich darum — „wie der Rabbi von einem Walzer! Und Deutsch schreibt er, hahaha" — er lachte krampfhaft — „in jedem Wort ist ein Fehler, auf Ehre! Die Herren vom Bezirksgericht schütten sich aus vor Lachen, wenn jemand mit einer Eingab' von ihm kommt. „Das ist ja ein Unsinn", sagen sie, „und nicht Deutsch, wir können's gar nicht erraten tun, was er will", sagen sie, „warum nehmen Sie zu Ihrem Schaden so einen Esel?" Und ein Mensch — wißt Ihr, was er jetzt werden will? Alles, was Koscielski bisher war. Ihr lacht, Reb Itzig? Recht habt Ihr!"

„Fällt mir nicht ein", sagte der Marschallik. „Warum soll' ich lachen?" Wladimir Koscielski war der Lottokollektant und Versicherungsagent für Barnow, doch mußte er nun auf diese Ämter verzichten, da er Anfälle von Säuferwahnsinn hatte. „Besser als der versoffene Schlingel wird's Dovidl machen."

„Schlechter", rief Luiser grimmig. „Ich sag' ihm: „Teilen wir zur ehrlichen Hälfte, ich die Kollektur, du die Versicherungen." Aber er will alles! Der Stümper! Und der soll gar eine Adoption durchführen? Hahaha, der macht Euch den Froim lebendig, statt ihn totzusagen. Und warum das alles? Weil er um zehn Gulden billiger ist und nicht neunzig verlangt wie ich, sondern achtzig."

Der Marschallik nickte ihm freundlich zu. „Nur weiter, Reb Luiser. Ihr redet gut, ich hör' Euch gern zu. Aber hundert — neunzig — in einer halben Stund' habt Ihr erst zehn Gulden nachgelassen — könnt's von nun an nicht schneller gehen?"

„Handeln laß ich mit mir nicht", erwiderte der Gemeindeschreiber. „Was ich ausgesprochen hab', dabei bleibt's. Um achtzig will's Dovidl machen, sagt Ihr? Gut, aus Freundschaft für Euch tu' ich's um dasselbe Geld. Da kann Euch die Wahl nicht schwer sein, denn dieser Dovidl — wißt Ihr, wie weit es schon mit ihm gekommen ist? Ich sollt' mich ja darüber freuen, aber weil er Weib und Kind hat, so tut er mir eigentlich leid. Nämlich weil das Bezirksamt keine Eingab' mehr von ihm annimmt, sucht er jetzt einen Schreiber, der besser Deutsch kann als er. Ein Erbarmen, sag' ich Euch.

Aber ist's ein Wunder? Er benimmt sich ja wie ein Narr — alles an ihm zappelt — soll man da Vertrauen zu ihm haben? Und so einen Menschen wollt Ihr mir vorziehen, wenn's bei uns beiden gleich viel kostet — siebzig Gulden."

„Nein", erwiderte der Marschallik. „Wenn's bei Euch beiden fünfzig kostet, kriegt Ihr die Sach', lebt gesund."

* * *

Siebzehntes Kapitel.

Der Marschallik überbrachte Frau Rosel das Schriftstück und suchte den Konkurrenten Luisers auf. Auf dem Weg hielt er plötzlich an. „Das wär' ja was!" murmelte er in höchster Freude. „Gott im Himmel, das wär' ja was!' Fast hätte er vor Jubel über den glücklichen Einfall auf offener Straße einen Luftsprung gemacht. Dann eilte er hastig zu Dovidl Morgensterns Haus. Aber auf dem Flur vor der Tür mit der Tafel in deutschen und hebräischen Lettern: „Prisat-Agentschaft, Guter Rath in alle Sachen", verschnaufte er sich erst gründlich, ehe er eintrat. Da hieß es ruhig sein.

Dovidl, ein hagerer Mann mit dünnem, rötlichen Bart, unsteten Augen und fahrigen Gesten saß an seinem Pult und schrieb eifrig, das Haupt tief herabgeneigt, daß die Hakennase das Papier berührte. Bei Türkischgelbs Eintritt zuckte er empor, zwang sich dann aber, weiter zu schreiben. „Gut' Woch' — setzt Euch", sagte er möglichst gleichmütig und setzte seine Arbeit fort.

Der Marschallik blieb stehen und sah ihm eine Weile zu. „Reb Dovidl", begann er.

„Verzeiht — gleich! Ich bin beschäftigt — noch fünf Minuten —"

„Nicht eine halbe", sagte der Marschallik freundlich, aber entschieden. „Deshalb kriegt Ihr die große Sach', die ich Euch bring', doch nur, wenn Ihr's billiger macht als Luiser!"

„Aber Reb Itzig", rief der Winkelschreiber, fuhr empor und erhob vorwurfsvoll die Arme gen Himmel, „glaubt Ihr, ich mach' Euch was vor? Hab' ich das nötig? Ich hab' ja so viel zu tun! Wann hab' ich zuletzt die ganze Nacht geschlafen? Ich erinnere mich gar nicht mehr daran. Und mit Luiser droht Ihr mir. Mit diesem Stümper? Wißt Ihr, was die Herren vom Bezirksamt sagen, wenn sie eine Eingab' von ihm bekommen?"

„Ja", erwiderte der Marschallik. „Sie sagen: Das ist ein Unsinn, der kann nicht Deutsch, sagen sie, in jedem Wort ein Fehler. Und schütten sich aus vor Lachen.'

„So ist es!" rief Dovidl erfreut. „Habt Ihr's auch gehört?"

„Ja, von Luiser, er hat's mir eben über Euch gesagt!"

„Über mich?" Dovidl riß seinen Kaftan auf. „Ich fahr' aus der Haut.

„Später. Hört zuerst, was ich Euch bringe." Er trug ihm kurz die Sache vor. „Sagt: Dreißig Gulden! und wir sind einig."

„Unmöglich!" rief der Winkelschreiber. „Unmöglich!" wiederholte er wehklagend und taumelte händeringend in der Stube auf und ab. „Da verbrauch' ich ja auf Tinte und Papier mehr. Wenn Ihr wüßtet, wieviel da zu schreiben ist. Zuerst muß ich ja bei allen Gemeinden in der ganzen Welt anfragen, ob sie was von Froim Kurländer wissen, denn vielleicht lebt er noch. Und wenn niemand von ihm weiß, erst die Scheidung, dann die Todeserklärung, dann die Annahme an Kindesstatt. Einen Menschen totschlagen geht leicht, und ein Kind bekommen noch leichter, aber auf gesetzlichem Wege ist das sehr schwer. Und das soll Luiser durchführen? Freilich, übernehmen wird er's. Er will ja jetzt sogar die Kollektur und die Versicherungen übernehmen, obwohl ich ihm gesagt: Jedem —"

„Die Hälfte! Ihr die Kollektur, er die Versicherungen. Merkwürdig! Die Hälften sind gleich, und doch will jeder die Kollektur!'

„Aber kann denn er die Kollektur führen? ... Der Unverschämte! Ich wette, daß er Euch für diese Sache zuerst achtzig Gulden abgefordert hat."

„Nein!" erwiderte der Maschallik entschieden. Und in der Tat waren's ja hundert gewesen.

„Also siebzig oder sechzig. Und ich will's um vierzig machen. Warum? Weil mein Grundsatz ist: „Leben und leben lassen." Luiser schindet die Leut', und dennoch verdien' ich mehr. Er spricht mir Böses nach, sagt Ihr? Das ist nicht schön von ihm, warum schimpf' ich nicht über ihn? Weil er mich erbarmt, denn seine Stube steht leer, und ich such' nach einem Schreiber — mit Lichtern such' ich — und find' keinen."

„Deshalb bekommt Ihr doch nur dreißig Gulden. Das vom Schreiber glaub' ich Euch nicht — wer sucht, der findet."

„Lächerlich! Ich schreib' die Eingaben zuerst in hebräischer Schrift, da geht's rascher, zum Abschreiben muß ich also einen Juden haben! Gibt's denn hier so viel Juden, die Deutsch können? Ich gut und Luiser schlecht. Einen von auswärts kommen lassen? Das duldet Rabbi Manasse nicht. Wer sucht, der findet? Schaffet mir einen Schreiber, und ich will Euch königlich belohnen — zwei Gulden sollt Ihr haben, oder einen, oder was Ihr verlangt!"

„Ich nehm' Euch beim Wort. Drei Gulden verlang' ich. Dafür sollt Ihr einen Schreiber haben wie noch nie einer war. Er kann besser Deutsch, als Ihr und Luiser zusammen, schreibt wie gedruckt, ist klug wie der Tag und ein treuer Mensch. Und der Rabbi wird nichts dagegen haben."

„Gut, drei Gulden. Wer ist's?"

„Roseles Pojaz."

„Der?" rief der Winkelschreiber. In der Tat, das war ja ein kluger Mensch, und lesen konnte er auch. Aber für Sender brauchte er doch nicht dem Marschallik einen Vermittlerlohn zu zahlen. Den konnte er sich selbst schaffen.

„Das ist nichts für mich," sagte er. „Ein Sterbender! Und gottlos ist er auch. Und ob er schreiben kann, weiß ich nicht."

Der Marschallik lächelte. „Ich hab's ja nur für Euch und Frau Rosel gut gemeint. Sender selbst will lieber fort — er hat auch schon was ... Reden wir nicht mehr darüber. Also kein Geschäft, Reb Dovidl, weder das große noch das kleine. Lebt gesund!"

„Das große ist ja in Ordnung," rief Dovidl und sprang auf ihn zu. Dreißig Gulden. Abgemacht."

Er hielt ihm die Hand hin, und Türkischgelb schlug ein.

Als er die Tür hinter sich geschlossen hatte, blieb der Marschallik stehen und lüpfte den Hut. „Reb Itzig," sagte er verehrungsvoll, „das habt Ihr gut gemacht! Will Sender hier bleiben, nun kann er's und braucht als „Apotheker" keinen Schwur zu leisten. In acht Tagen läßt Dovidl die Mutter zu sich bitten und bietet ihr's an. Und alle können zufrieden sein, auch Dovidl, denn der ist ja glücklich, daß er mich um die drei Gulden betrogen hat."

Er irrte nur insofern, als Morgenstern schon zwei Tage darauf um Frau Rosel sandte. Seine Aussichten auf die Kollektur waren gewachsen; und nun wollte er sich den Schreiber jedenfalls sichern. Aber Frau Rosel konnte nicht abkommen; es war der erste Tag, den Sender außer Bette verbrachte, und sie mochte ihn nicht verlassen.

Regungslos saß der Genesende im Lehnstuhl am Fenster, ließ den Blick über die Straße und das Stückchen Getreidefeld schweifen, das er überblicken konnte, und atmete tief — der Sonnenschein, die warme Frühlingsluft taten ihm so wohl — und daß er lebte, lebte! Noch war die dumpfe Betäubung im Hirn nicht ganz gewichen; wie ein Spinnennetz lag es über seinen Gedanken, und wenn er sich klar machen wollte, was alles geschehen, und sich ausmalen, wie es nun werden sollte, empfand er einen leisen Schmerz in den Schläfen. Aber wozu denken? Lieber atmen und wieder atmen — tief und immer tiefer — und die Glieder im Sonnenschein dehnen — die Hand nach einem Blättchen der Linde vor dem Fenster strecken, das Blättchen abreißen und fallen lassen, die Hand zur Faust ballen und sich freuen, daß er dies alles konnte. Die Hand zitterte, und wenn auch der Druck und die Stiche in den Lungen aufgehört, so mußte er doch noch zuweilen husten, aber daran lag ja nichts. „Sie werden gesund," hatte ihm gestern der Regimentsarzt zum Abschied gesagt, da er nun weiter mußte, „und brauchen keine sonstige Medizin als Essen und Stillsitzen. Und noch eins: keine traurigen Gedanken!" Der Genesende nickte vor sich hin, immer und immer wieder, und atmete und lächelte: Traurige Gedanken? Es gab nur ein Unglück auf der Welt: sterben müssen — und er lebte ja und wurde gesund. Aber essen — der Arzt hatte recht — essen, wo nur die Mutter so lange blieb? Aber da trat sie ja ein, den Teller in der Hand und lächelte ihm zu. Er aß gierig — welch köstliche Suppe das war, nur etwas wenig. Aber die Mutter sagte: „In zwei Stunden bekommst du wieder einen Teller," und so lehnte er sich geduldig in den Stuhl zurück und blickte in das Grün der Linde und sah zu, wie Sonne und Schatten im leisen Windhauch über das Laub huschten, bis er die Augen schloß und einschlief.

Am nächsten Tage fühlte er sich schon viel kräftiger. Da konnte er die Jacke selbst knöpfen und stützte sich bei dem Gang ans Fenster auf den Arm der Mutter nur, weil sie es so wollte, er hätte den Lehnstuhl fast selbst erreichen können. Und heute konnte er auch schon ein ganzes Zweiglein des Lindenbaumes an sich heranziehen und die winzigen Knöspchen betrachten, aus denen einst die weißlich-grünen, duftigen Blüten brechen sollten. Und jenes Haschespiel zwischen Licht und Schatten konnte er länger verfolgen als gestern, ohne müde zu werden. Während er so hineinstarrte, flog ihm brummend ein Maikäfer an die Nase. Schwups! — da hatte er ihn. Aber nachdem er die glänzenden Flügeldecken und die feinen Fühlfäden betrachtet, legte er ihn sacht auf das Fensterbrett und freute sich, wie rasch er davonflog. Auch der Käfer und alles, alles wollte leben und sich der Sonne freuen, wie er selbst. Einmal schob sich eine Wolke vor die Sonne

aber sie wich bald wieder. Es mußte ja schön bleiben, immer, denn Licht und Wärme taten ihm wohl, und er mußte ja gesund werden ...

Und darum war auch am dritten und vierten Tage der Himmel blau, und es wurde immer schöner auf der Erde. Denken? nein, denken mochte er auch heute nicht. Aber in einem hielt er's nun doch anders. Er hatte bisher kaum darauf geachtet, wer die Straße gezogen kam, oder sich gar, wenn er von weitem einen Bekannten zu erkennen geglaubt, tiefer zurückgelehnt, um nicht erblickt zu werden — er wußte kaum selbst warum, es war eine ebenso instinktive Bewegung wie das Schließen der Lider, wenn ihn der Sonnenschein blendete. Nun aber sah er sich die Leute unbefangen an; es waren freilich fast nur Bauern und ein näherer Bekannter ließ sich lange nicht blicken. Da endlich kam einer vorbei und es war sogar ein uralter Bekannter, der kleine Naphtali Ritterstolz, der einst sein erster Lehrer gewesen; er war nun nicht Hofmeister mehr, sondern hielt selbst eine Schule; das Antlitz sah noch immer aus, wie aus grauem Fließpapier geschnitten, aber an dem dürftigen Leib saß vorne ein ganz unmotiviertes Spitzbäuchlein und er trug die Nase hoch, wie es einem so frommen, vom Rabbi bevorzugten Schulmeister zustand. Naphtali war ein eifervoller Mann; der Genesende fühlte eine Röte in seine Wangen steigen und schloß die Augen. Aber wie ward ihm, als er die wohlbekannte Stimme hörte: „Gut Woch', Sender! Wie geht's dir? Wahrlich, du darfst das Gebet der Genesenden aus ganzem Herzen sprechen." Und als Sender die Augen öffnete, sah er, wie ihm der Würdige noch freundlich zunickte: „Schon' dich nur recht, daß du bald gesund wirst." Er vermochte nichts zu erwidern, aber die Glut auf den Wangen brannte stärker. Wenn Naphtali so freundlich war, dann zürnte auch der Rabbi nicht zu sehr.

Der Rabbi! Er legte die Hand an die Stirne und sann. Nun empfand er dabei jenes Stechen in den Schläfen nicht mehr, aber er schüttelte doch den Gedanken ab. Später! — Das hatte Zeit! Aber ein anderes, woran ihn Naphtali erinnert, wollte er sofort verrichten — er hatte ja das „Gebet der Genesenden" noch nicht gesprochen. Er erhob sich, holte aus dem Netz über dem Bette sein Andachtsbuch hervor und schlug das Gebet auf. Zunächst las er die wenigen Zeilen nur mit den Augen und dann noch einmal flüsternd und endlich halblaut, mit zitternder Stimme, indes ihm die Tränen über die Wangen rannen: „Gelobt seist du, der du stützest die Wankenden und heilest die Siechen! Tod und Leben kommen von dir, im Tod ist Frieden, aber Gnade im Leben. Dank dir, der mich in Gnaden erhalten."

(Fortsetzung folgt.)

Der Wecker.

Groteske von Wolfgang Martin-München.

Wenn man Soldat ist, muß man früh aufstehen. So verlangt es die Dienstvorschrift, das Reglement. Auch ich war Soldat, Einjähriger, aber ich stand nicht früh auf. Ich schlief bis in den hellen Morgen hinein, ich hatte schon damals einen prächtigen Schlaf, Gott sei es gedankt! Nichts konnte mich erwecken.

Sie meinen vielleicht, ein Wecker? Ach, haben Sie eine Ahnung! Ich hatte deren ein volles Dutzend. Einige mit zwei, drei, fünf Glocken, andere mit Repetierwerk, einen der Wasser spritzte, zwei mit einer Trommel, einen mit Autohupe, und das Glanzstück der Sammlung war einer mit Grammophontrichter, der unter Posaunenbegleitung „Wie schön leucht' uns der Morgenstern" spielte. Jeden Tag in der Frühe legten sie im Chor miteinander los. Es soll ein Heidenspektakel gewesen sein; das ganze Haus wurde wach, die Katzen fielen vom Dach, und im Keller wurden die Mäuse scheu — nur ich schlief ruhig weiter. Es war eine herrliche Zeit.

Da brachte die deutsche Uhrenindustrie, angespornt durch meinen in der Fachpresse viel erörterten Fall, ein ganz neues Weckermodell heraus, und der Reichsverband des Gewerbes übersandte es mir mit einem hochachtungsvollen Schreiben zur Erprobung. Es hatte die Größe einer durchaus normalen Turmuhr mit entsprechender Kirchenglocke und besaß, wie die Gebrauchsanweisung besagte, eine „perpetuierliche" Feder aus prima Solinger Stahl, die das Läutewerk dauernd in Tätigkeit setzte, bis man es durch Drehen an einer kleinen Schraube zum Stillstand brachte. Kurz und gut: Der Wecker weckte unaufhörlich, bis man ihn abstellte.

Das war das Richtige, endlich! Jetzt konnte die Sache nicht mehr schief gehen.

Ich zog den Wecker nach allen Regeln der Kunst auf, stellte ihn auf 7 Uhr und schlief unbeschwert ein.

Plötzlich wurde ich wach. Ein dumpfes Getöse erfüllte die Luft und ließ mein Schlafzimmer in seinen Grundfesten erzittern. „Mein Gott", dachte ich, „ein Erdbeben, und nicht nur in Japan." Dann aber merkte ich, was los war: „Der Wecker läuft ab! Ich bin wach, alle Achtung!"

Aber es war ja noch dunkel. Wie ging das zu? Schnell machte ich Licht und sah nach. Donnerwetter! Ich hatte das kurze Ende des Weck-Zeigers mit dem langen verwechselt und den Wecker in Wirklichkeit statt auf 7 Uhr morgens auf nachts 1 Uhr gestellt. Egal — ich war wach! Das war noch nie dagewesen! Ich freute mich königlich.

Aber ich mußte „ihn" abstellen. Denn von unten und oben klopfte es bereits empört an Boden und Decke. Ich sprang aus dem Bett und drehte an der Schraube — vergeblich, „er" polterte ungehemmt weiter. Ich drehte nochmals — knack — brach die Schraube ab, und nun legte das Luder mit voller Kraft los: die Fensterscheiben klirrten, Bilder fielen von der Wand, und der Kronleuchter stürzte mit Getöse herab. Voll Schreck warf ich den Wecker ins Bett und das Deckbett drüber, um den Radau zu ersticken. Hätte ich's lieber nicht getan! Denn die Bettstatt fuhr wie ein wildgewordenes Auto sofort sozusagen mit Vollgas davon, überfuhr den Waschtisch, riß den Spiegel herab, warf den Diwan um und quetschte den Schrank mit solcher Wucht an die Wand, daß im Zimmer nebenan die Wirtsleute im Bogen aus den Betten flogen. Hagel nochmal! Diese Feder aus prima Solinger Stahl — das hätte ich doch nicht gedacht!

Es war ein Höllenlärm — die Schlacht an der Somme erschien mir später dagegen wie liebliches Frühlingskonzert. Ein Entschluß tat not, ein Entschluß, sonst stürzte die Bude noch ein! Eben trat der Hausherr voll Wut die Türfüllung durch. — Da warf ich den Wecker mit heroischem Schwung aus dem Fenster.

Dröhnend schlug er unten auf, prallte ab, sprang wie ein tobsüchtiger Frosch in mächtigen Sätzen auf der Straße herum und — krawallte unentwegt weiter. Atemlos sah ich zu. Ein Schutzmann spähte um die Ecke, pirschte sich vorsichtig heran und schlug mit der Plempe drauf; gegenüber wurden die Fenster hell, man warf in Pyjama und Nachtjacke mit Waschkrügen, Bierflaschen, Briefbeschwerern, Töpfen mit und ohne Inhalt nach „ihm", ein Forstmeister schoß mit der Schrotflinte, ein pensionierter Major mit der Dienstpistole danach; die Glassplitter flogen, die Zahnräder schwirrten in der Luft herum — „er" wütete nur um so toller. Endlich schlug jemand den Feuermelder ein, die Wehr ratterte an (in 4,257 Minuten nach meiner Stoppuhr) und ging ihm mit den Beilen zu Leibe — vergeblich. Da packten sie ihn auf und fuhren mit ihm davon. Erhöpft sank ich auf die Trümmer des Sofas: So eine Feder aus prima Solinger Stahl, das soll uns mal jemand nachmachen!

Drei Tage darauf erhielt ich zwei Schreiben, — Absender: Kgl. Bayerische Polizei. Das eine enthielt einen Strafbefehl über 1 Mark (in Bayern sind die Behörden human!), das andere die Mitteilung, daß mir wegen Errettung des Xaver Zirngibl vom Tod des Ertrinkens die Rettungsmedaille am Bande verliehen worden sei. Ich ging hin, bat um Stundung und ratenweise Abzahlung der Strafe und ließ mir den Orden anheften. Dann sagte ich höflich: „Wollen Sie mir bitte nicht sagen, wann und wo ich den Xaver Zirngibl aus dem Wasser gezogen habe? Ich pflege täglich so viele Menschen zu retten, daß ich mich an einzelne gar nicht mehr erinnern kann."

„Sie haben", sagte der Polizeipräsident sehr hochachtungsvoll, „den Zirngibl gar nicht aus dem Wasser gezogen; er war als Leiche angeschwemmt und von den Fischen schon angefressen, hier eingeliefert worden. Gleichzeitig brachte die Feuerwehr Ihren Wecker — da erwachte Zirngibl!"

Als ich das Polizeipräsidium verlassen wollte, trat mir der Portier in den Weg. „Halt!" sagte er, „so leicht kommen Sie nicht davon. Wir müssen die Gummizelle wieder frei kriegen, da ist nämlich Ihr Wecker drin!" Er sperrte auf und legte ihn mir, etwas beschädigt zwar und verbogen, aber noch immer in alter Kraft ratternd, an die gerührte Brust.

Was soll ich noch sagen? Er rattert auch heute noch, weil ich noch nicht dazu kam, ihn reparieren zu lassen. Ich nahm ihn manchmal ins Theater mit, wo er verhütete, daß das Publikum und die Darsteller einschliefen, wenn das Stück langweilig war. Nachdem aber mein Freund Harry kürzlich den dritten Telephonapparat zertöpperte vor Wut, daß er immer so lange keine Verbindung bekam (Ist Ihnen das auch schon passiert?) und in ein Sanatorium gebracht werden mußte, beschloß ich, den Wecker unserem Postamt zu stiften mit der Maßgabe, ihn im Fernsprechsaal aufzustellen.

Sie werden staunen, wie prompt künftig das Fräulein sich meldet: „Hier Amt!"

Nichts ohne Opfer.

Der Weg zur Wahrheit ist mit Irrtümern gepflastert!
Der Weg zur Liebe geht durch die Niederungen der Selbstüberwindung!
Der Weg zum Erfolg führt nur übers Hochgebirge der zähesten Geduld!

D. O. Hartwich.

Diplomatie.

Skizze von Hans Weber.

Wie Diplomatenschlauheit bisweilen eine höchst dumme und peinliche Situation herbeiführen kann, mußte der hohe Staatsbeamte X. bei folgender Gelegenheit erfahren.

Eines Morgens wurde ihm die Visitenkarte eines Herrn Georg Schmidt überbracht. Da der Minister gerade keine allzu wichtigen Arbeiten vorliegen hatte, befahl er, den Besucher vorzulassen, zumal dieser angab, ein alter Freund des Ministes zu sein. Der Minister besann sich nicht darauf, den eintretenden glatzköpfigen Herrn mit den scharfen Gesichtszügen jemals gesehen zu haben. „Was führt Sie zu mir?" begann er in seiner gewohnten Weise das Gespräch und bot dem ihn auffällig musternden Besucher Platz an. „Was mich zu dir führt", lachte der eben noch so würdige Herr kameradschaftlich heraus, „also ich bin Georg Schmidt, der freche Junge, dem es nicht gelang, das Abiturium zu machen und der von der Prima nach Amerika durchbrannte." Bald war man mitten in einem vertrauten Gespräch, man tauschte gemeinsame Jugenderinnerungen aus, und der Amerikaner erzählte, wie er es nach schweren Anfängen durch glückliche Bodenspekulationen in den Südstaaten schließlich zu beträchtlichem Reichtum und Ansehen gebracht habe. Er hielt mit seiner Bewunderung für die glänzenden Erfolge des Ministers nicht zurück; auch der Minister sprach über seine großen und kleinen Sorgen, kurz, die beiden schütteten einander ihr Herz aus, wie es Jugendfreunde nach langer Trennung zu tun pflegen. „Deine Taten und Erfolge liegen klar vor aller Augen", begann der Freund nach einer kurzen Gesprächspause von neuem, „aber sage mir eins: wie bringst du es fertig, dir die vielen lästigen Besucher und Bittsteller vom Halse zu halten, die dich in deiner exponierten Stellung ohne Zweifel in noch höherem Maße bestürmen, als dies bei mir der Fall ist, und wie vor allem erreichst du, ohne unhöflich zu sein (denn Diplomaten sind ja nie unhöflich), daß die Leute, die zu dir vordringen, ihre Besuche nicht ins Endlose ausdehnen?"

Der Diplomat lächelte. „Das ist gar nicht so schwierig: Die Leute, die mich besuchen wollen, werden auf das sorgfältigste gesiebt, und fünfundneunzig Prozent von ihnen fertigt mein Sekretär ab. Daß du so schnell zu mir gelangt bist, verdankst du der ungewöhnlich frühen Stunde, zu der du erschienen bist, und dem Umstand, daß mein Sekretär auf Urlaub ist. — Ja, und was das Ausdehnen der Besuche anbelangt — — das ist allerdings ein schwierigerer Fall, aber auch dafür habe ich ein Mittel, meine Arbeitszeit vor allzu rücksichtsloser Inanspruchnahme zu bewahren: Spätestens fünfzehn Minuten, nachdem ein Besucher bei mir eingetreten ist, erscheint, wenn nicht für den Einzelfall andere Bestimmungen meinerseits vorliegen, mein Diener und meldet: „Seine Exzellenz, der Herr rumänische Gesandte wünscht den Herrn Minister dringend zu sprechen." Auf diese Meldung hin pflegen sich meine Besucher schnell zu verabschieden." — Der Kaufmann zollte diesem System rückhaltlose Bewunderung. „Ja, ja, Ihr Diplomaten!" Der Minister lächelte selbstgefällig vor sich hin.

In diesem Augenblick geschah etwas sehr Komisches; der Diener trat ein, blieb in strammer Haltung an der Tür stehen und meldete mit wichtigem Eifer: „Seine Exzellenz, der Herr rumänische Gesandte, wünscht den Herrn Minister äußerst dringend zu sprechen." Der Freund bekam einen roten Kopf. Der Minister trommelte ein wenig verlegen auf den Schreibtisch, aber sofort wandelte sich seine Verlegenheit in unbändiges Lachen. „Der Herr Gesandte mag ruhig warten", lachte er heraus. Der Diener schien sich nicht so ohne weiteres abfertigen lassen zu wollen und bemerkte, er habe dem Gesandten gesagt, daß der Herr Minister zu Hause sei. „Gehen Sie zum Teufel und grüßen Sie den Gesandten", fuhr der Diplomat seinen Diener energisch, wenn auch nicht ohne Heiterkeit an. Als dieser aber nun immer noch nicht wich, rief er nun wirklich ungeduldig, ob der Diener denn nicht sähe, daß der Minister eine Konferenz habe. Hierauf verschwand der Diener.

„So, alter Knabe, und nun gehen wir durch diese Tapetentür und gelangen über meine Privatgemächer unbemerkt ins Freie. Wichtige Erledigungen liegen für die nächste Stunde nicht vor, und so will ich diese ganz meinem Freunde widmen." — Mit diesen Worten führte er seinen Gast durch die Wohnung und durch den Garten des Ministeriums nach einer winkeligen Straße, wo sie schließlich eine nach außenhin unscheinbare, aber lauschige und sehr gemütliche Weinstube betraten. Nachdem man beim Wein die Diplomatenpfiffigkeit des Herrn X. gebührend belacht hatte, schob der Amerikaner plötzlich das Weinglas von sich und sagte unvermittelt: „Wenn es aber nun wirklich der rumänische Gesandte war?" — „Das wäre höchst peinlich, ist aber völlig ausgeschlossen", meinte der Diplomat, den im Moment ein leichter Schreck durchzuckt hatte. „Ich verstehe mich zwar nicht auf Diplomatie", meinte wieder der Freund, „aber als unbeteiligten Beobachter fiel mir das Verhalten des Dieners ein wenig auf." — „Unsinn! Unsinn!" beruhigte Herr X., „es gehört zu unserer Vereinbarung, daß ich meinen Besuchern, die sich verabschieden wollen, erst Höflichkeitsphrasen mache, aber der Diener ist strikt instruiert, nicht von der Tür zu weichen, bis der Besucher gegangen ist."

Allerdings brach der Minister, obgleich er an den Gesandtenbesuch nicht ernstlich glaubte, von einer gewissen Unruhe getrieben, doch den Frühschoppen ab und eilte in sein Amtszimmer. — Hier kam er gerade noch zurecht, als der tatsächlich in dringender Staatsmission überraschend erschienene rumänische Gesandte grollend weggehen wollte. Die Sache ließ sich, obwohl sie peinlich war, schließlich doch noch zum Guten wenden. Der Minister aber ließ sich nie mehr den „Herrn rumänischen Gesandten" melden.

Der größte Vogel der Welt.

Ein seltener Vogel, der ein Ei im Werte von ungefähr 3000 Dutzend unserer gewöhnlichen Hühnereier legt. Der Californische Kondor erhebt diesen Anspruch, und zahlreiche Vereine zeigen sich an seinem Schutze interessiert. Die Westküste der Vereinigten Staaten ist die Heimat dieses größten fliegenden Vogels wahrscheinlich der ganzen Welt. Seine ausgefalteten Flügel haben eine Länge von 9—12 Fuß, gegenüber der von 7—10 Fuß bei dem schon berühmten Kondor der Anden, der sein einziger Rivale ist und sich an der Westküste Südamerikas findet, und der schon für das Original des märchenhaften Roc (fabelhafter Vogel) gehalten wird. Der Californische Kondor legt ein Ei, das von Museen und Sammlern auf 1500—2000 Dollar bewertet wird und fast in die Klasse der Eier von jenen heute längst ausgestorbenen Dinosauriern zu zählen ist. Es wird mit dem großen Alk (Seevogel), mit dem Labradortaucher und mit dem Silberbär zusammengezählt. Heute gibt es Californische Kondoren in wildem Zustand nur an der californischen Küste. Es sind ungefähr 50 Stück dieser Vögel — manche schätzen sie auf ziemlich noch mal so viel —, die ihre Nester in ganz unzugänglichen hohen Bergketten haben.

Walter Fry schreibt im Auftrag der Sequoia Nationalpark-Gesellschaft in der Zeitschrift „American Game" (Neuyork) über den Californischen Kondor, daß er unter der heutigen Gesetzgebung keine Chance für eine Erhaltung des Kondors sehen kann. Gift wird auf alle Fälle sein Werk tun, und er glaubt nicht, daß er der Ausrottung entgeht. Er hat sich mehrmals an einen Condor herangepürscht, das letztemal am 13. Dezember 1925 in einer Höhe von 2200 Meter. Damals hat er zwei Kondoren beobachtet, die einen Bock zerrissen und fraßen. Ein Californischer Kondor, der in dem Zoologischen Nationalpark in Washington ist, hat kürzlich ein Ei gelegt, ein Ereignis, das von so hoher Wichtigkeit angesehen wurde, daß die Parkverwaltung einen speziellen Bericht darüber herausgab. Danach wird das Ei von der brütenden Sorgfalt einer Haushenne betreut. Man hofft, daß ein junger Kondor ausgebrütet wird. Der große Wert, der auf das Ei gesetzt wird, ergibt sich aus der Seltenheit des Tieres. Ein Weibchen und zwei Männchen im National-Zoo zu Washington und ein jüngerer Vogel, der im Zoo zu Los Angeles gehalten wird, sind wohl die einzigen Exemplare von diesem fast ausgestorbenen Vogel, die es gelungen ist, in Gefangenschaft zu bringen. Das soeben gelegte Ei ist 10 Zentimeter lang. Es ist das fünfte, das der Vogel in den zwanzig Jahren seiner Gefangenschaft gelegt hat. Höchstens ein Ei im Jahre wird gelegt, und zwei Jahre sind erforderlich, um zu einer Paarung zu kommen. So geht das Wachstum dieser riesigen Geier langsamer als das von jedem anderen Vogel. Mit seinem gewaltigen Schnabel, seinem nackten orangefarbigen Kopf, großer Halskrause von glänzenden Federn, riesigen ausgebreiteten Flügeln und großen weißen Flecken unter den Flügeln, so ist der Californische Kondor eine majestätische Figur sowohl in der Ruhe, wie im Fluge. Nach den Erzählungen der frühen Ansiedler Californiens war der Kondor ein Monarch der Lüfte, leicht fähig, einen Adler zu peitschen. Man glaubt, daß Kondoren bis zu 100 Jahren alt werden.

Mf.

Verantwortlich für die Schriftleitung M. Heyke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.